

Insel Verlag

Leseprobe

Unbekannt verzogen

Roman

Aus dem Englischen von Regina Rawlinson und Sabine Lohmann

© Insel Verlag

insel taschenbuch 4216

978-3-458-35916-6

insel taschenbuch 4216

Tom Winter

Unbekannt verzogen



TOM WINTER

UNBEKANNT VERZOGEN

Roman

Aus dem Englischen von
Regina Rawlinson und Sabine Lohmann
Insel Verlag

Die Originalausgabe erscheint erstmals 2013 unter dem Titel
Lost and Found bei Constable & Robinson, London

insel taschenbuch 4216

Deutsche Erstausgabe

Erste Auflage 2013

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2013

© Tom Winter 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: glanegger.com, Büro für Buch und Grafik, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35916-6

UNBEKANNT VERZOGEN

CAROL

Carol hätte gerne eine Krankheit. Keine tödliche und auch keine, die sie lähmt oder zum Krüppel macht. Es geht ihr nicht um einen Behindertenparkplatz, auch wenn die Vorteile natürlich auf der Hand liegen.

»Stimmt, ich habe nicht viel aus meinem Leben gemacht«, möchte sie sagen können, »aber das ist nur wegen meiner ... Lepra.«

Die Leute würden verständnisvoll mit dem Kopf nicken, während sie langsam zurückweichen, und womöglich könnte sie sich sogar selbst morgens um einiges lieber im Spiegel ansehen: eine Frau in den besten Jahren, die im Leben nicht viel auf die Beine gestellt hat, weil sie voll und ganz damit ausgelastet ist, sich tote Haut abzuzupfen und nach ihren abgefallenen Körperteilen zu suchen.

»Ja«, würde sie sagen, wenn sie mal wieder zu spät ins Büro kommt, »ich bin eine Niete, ich weiß. Aber ich habe ein paar von meinen Fingern wiedergefunden. Das ist doch auch schon mal was.«

Aber sie hat keine Krankheit, keine Ausrede, hinter der sie sich verstecken kann. Dass sie mit einem ausgewiesenen Schwachkopf verheiratet ist, zählt nicht als Behinderung. Und ihre Tochter – tja, was kann sie dazu schon sagen? Vor der Geburt hat sie monatelang sämtliche Bücher über Kindererziehung gelesen, die sie auftreiben konnte. Im Nachhinein betrachtet, hätte sie sich besser mit der *Kunst des Krieges* von Sun Tsu beschäftigen sollen oder vielleicht mit einer Feldstudie über tollwütige Menschenaffen.

So hat sie sich das Muttersein wirklich nicht vorgestellt. Die Verwandlung ihres süßen Töchterchens in einen Teenager glich einem Alptraum – wie eine Fahrt mit der Achterbahn, auf der man vor der ersten Abfahrt feststellt, dass der Sicherheitsbügel defekt ist.

10| Mittlerweile ist Sophie siebzehn, die Welt gehört ihr. Und Carol sitzt im Bus und fährt im strömenden Regen nach Hause, starrt auf die nasse Scheibe, hinter der nur eine diffuse Stadtlandschaft zu erkennen ist – die Ahnung eines Straßenschildes, ein Teil einer Ladenfassade –, so bruchstückhaft und unscharf wie ihr Leben: Sie weiß nie, wo sie gerade steht. Und zwanzig Ehejahre münden in drei Worte:

»Ich verlasse dich.«

Carol lässt sich den Satz einen Augenblick auf der Zunge zergehen. Ein Jammer eigentlich, dass sie ihn nur ein einziges Mal wird sagen können. So viel aufgestauten Frust in drei kleine Wörter zu pressen hat ihnen eine neue, beinahe schon atomare Kraft verliehen, als könnten sie, einmal ausgesprochen, ganz London in Schutt und Asche legen.

Sie wird es ihrem Mann heute beim Abendessen sagen, auch wenn sie noch nicht genau weiß, wie sie das Thema anschneiden soll. Und dazu wird sie ihm einen etwas ausgefalleneren Nachtisch als sonst servieren (zufälligerweise ihr Lieblingsdessert). Er soll es ruhig als tröstliche Geste auffassen. Dass es in Wahrheit ein Siegesmahl ist, braucht sie ihn ja nicht merken zu lassen.

Es ist schon erstaunlich, wie viel zwölf, dreizehn Meilen ausmachen können. Man denke nur an einen Halbmarathon, bei dem die Läufer mit rosigen Wangen und strahlendem Lächeln ins Ziel kommen. Für London gilt das Gegenteil. Auf den zwölf Meilen zwischen Westminster und Croydon verkommt es von einer Stadt der Parks und Paläste zur eintönigen Schlafstadt, zur grauen Betonwüste. Dass London in Croydon endet, wäre bloß die halbe Wahrheit; hoffnungslos und abgekämpft schleppt es sich bis nach Croydon und verreckt.

Natürlich gibt das niemand gern zu in Carols Nachbarschaft, wo sich die abgearbeiteten Leute noch immer an den Traum vom gehobenen Mittelstand klammern, samt Autowachsen am Samstag und Duftkerzen und Porzellanfiguren auf der Fensterbank.

Während Carol von der Bushaltestelle nach Hause geht, versucht sie, sich nicht weiter über die Gewohnheiten ihrer Nachbarn aufzuregen oder darüber, dass die ganze Siedlung ein Labyrinth aus Sackgassen ist – eher eine kommunale Petrischale als ein Ort, an dem es sich zu leben lohnt. Heute Abend wird sie alle Brücken hinter sich abbrechen. Nicht mehr lange, und sie ist frei.

»Carol!« Mit klirrenden Armreifen behängt, kommt Mandy Horton aus dem Haus gelaufen. »Bob und Tony sind im Pub, Darts spielen. Wir sollen nachkommen.«

»Wie bitte?«

»Bob und Tony ...«

»Schon klar, aber Bob hat kein Wort davon gesagt, dass er heute Abend in den Pub will.«

»Na und?«, schnaubt Mandy.

Wie dieses Geschnaube sich wohl anhören würde, wenn Carol ihren Kopf unter Wasser drückte, vielleicht sogar so lange, bis ihr Körper erschlafft und kalt wird?

12 | Carol hat gar nicht gemerkt, dass Mandy immer noch redet.
»... und was will man an einem Dienstag sonst schon groß unternehmen?«

Carol wirft einen Blick auf ihre Einkaufstüte, aus der der Nachttisch fast oben herauschaut. »Es ist nur, weil ich mit Bob etwas besprechen wollte.«

»Aber das kannst du doch auch im Pub machen, Dummerchen! Soll ich dich in einer halben Stunde abholen?« Fast mitleidig lässt sie den Blick über Carols Kleid schweifen. »Dann kannst du dich vorher noch umziehen.«

Bei Carol zu Hause sieht es aus, als hätten Einbrecher gewütet, es herrscht das reinste Chaos, als wäre das Haus während ihrer Abwesenheit von einem Riesen aus seinem Fundament gehoben und durch die Gegend gekickt worden.

Obwohl sie davon ausgeht, dass ihre Tochter daheim ist, bleibt sie am Fuß der Treppe zögernd stehen. Dass sich ein Teenager in einem kleinen Einfamilienhaus völlig unsichtbar machen kann, sagt in Carols Augen alles: Sophie besitzt einen Guerilla-instinkt, von dem sich die Vietcong oder Taliban eine Scheibe abschneiden können.

»Sophie?«

Nichts.

Sie überlegt, ob sie nach oben gehen und hallo sagen soll, im Dienste des guten Mutter-Tochter-Verhältnisses, um das sie sich seit siebzehn Jahren vergeblich bemüht, entscheidet sich dann aber doch dagegen. Ein simpler Dialog mit Sophie kommt in letzter Zeit so selten zustande, dass es besser ist, sich diesen Versuch für eine Gelegenheit aufzuheben, bei der sie tatsächlich etwas Wichtiges zu sagen hat: »Ja, ich verlasse euch.« – »Nein, ich komme nicht zurück.«

Bei diesem Gedanken machen sich bei Carol leise Gewissensbisse bemerkbar, aber nicht etwa, weil sich dieses Gespräch nicht vermeiden lässt, sondern, weil sie sich darauf freut. Dabei

ist an Sophie im Grunde gar nichts auszusetzen, bis auf die Tatsache, dass Carol sich ein anderes Kind ausgesucht hätte, wenn sie es per Katalog hätte bestellen können. Das Einzige, was sie an ihrer Tochter wirklich versteht, sind die Eigenschaften, die sie von Bob geerbt hat – so zum Beispiel das Talent, das Haus in ein Schlachtfeld zu verwandeln, gepaart mit der festen Überzeugung, dass Carol die Spuren der Verwüstung schon wieder beseitigen wird. Alles andere an Sophie erscheint ihr seltsam fremd und unbegreiflich. Sogar ihre Intelligenz kommt Carol wie ein Produktionsfehler vor. Wie konnte aus dem Erbgut, mit dem sie geschlagen ist, ein derart kluges, fleißiges Kind entstehen? Carol weiß darauf keine Antwort. Die Frage löst in ihr das unbestimmte Gefühl aus, dass sie, indem sie die Tochter bekommen hat, die sich jeder wünscht, auf die Tochter verzichten musste, die sie liebt und braucht. | 13

Möglicherweise kann sie mit dem Lärm, den sie beim Auffüllen des Kühlschranks macht, wenigstens eine körperliche Reaktion bei Sophie auslösen – schließlich müssen auch Intelligenzbestien essen. Also nimmt sie sich als Erstes den Nachtschüssel vor, packt ihn umständlich aus und stellt ihn auf einen Teller, den sie mit lautem Klappern ins Fach schiebt.

Von oben nur bedrückende Stille. Carol beschließt, doch nicht in den Pub zu gehen – vielleicht macht sie Mandy noch nicht mal die Tür auf, wenn die sie, in die unvermeidliche Parfümwolke gehüllt, abholen will. Sie wird zu Hause auf Bob warten und dann in aller Ruhe ihr gemeinsames Leben zerstören, wie ein Schmetterling, der seinen Kokon zerreißen muss, um zu leben.

Aber natürlich ist sie in den Pub gegangen, und natürlich hat sie sich den ganzen Abend wie gelähmt gefühlt, wie in all den Jahren, in denen sie es nicht geschafft hat, Bob endlich zu verlassen. Bloß andere nicht enttäuschen – das Gefühl kennt sie zur Genüge. Dennoch weiß sie, inmitten all dieser Leute, die versuchen, sich die Sinnlosigkeit ihres Lebens schönzutrinken, dass heute der Abend ist, an dem sie sich befreien wird.

Als sie endlich im Auto sitzen, ihrem dreitürigen Vorstadt-Kokon, abgeschottet vom nächtlichen Croydon mit all seinen Tragödien, schweigen sie sich an, was ihnen sonst gar nicht ähnlich sieht. Carol muss an die Tiere denken, die ein Erdbeben Stunden oder gar Tage vorher erahnen können. Sie wirft einen Blick auf Bob, der am Steuer sitzt. Könnte sie hier und jetzt seinen Schädel öffnen, würde sie nichts darin finden als einen leeren Hohlraum, in dessen Dunkel höchstens ein kleines rotes Lämpchen blinkt.

»Ich hatte nicht damit gerechnet, dass wir heute in den Pub gehen«, sagt sie. Es fühlt sich gut an, die Initiative zu ergreifen. Ihr erster Schritt in die Freiheit.

»Nein, es war eine Spontanidee. Mir . . . mir ist zu Hause die Decke auf den Kopf gefallen.«

»Eigentlich hatte ich gehofft, wir könnten uns mal unterhalten.«

Bob macht ein erschrockenes Gesicht. »Wer? Wir? Du und ich?«

»Ja, Bob. Du und ich.«

Plötzlich reißt er die Augen auf, und Carol glaubt im ersten Moment fast, er hätte einen Schlaganfall – ein praktisches Ende einer Ehe, schon wahr, aber keines, das sie gern bei neunzig Stundenkilometern erleben möchte.

»Was ist, Bob? Hast du was?«

Er blickt starr geradeaus.

»Bob? Bob, halt an!«

Nichts.

»Bob! Fahr links ran! Sofort!«

Endlich werden sie langsamer.

Als der Wagen zum Stehen gekommen ist, hängt Bob zusammengesunken in seinem Sitz. »Dann weißt du es also?«

Carol ist völlig perplex. Sekundenlang hat sie sogar vergessen, dass sie ihn verlassen will. »Was weiß ich?«

»Deshalb wollte ich doch auch heute Abend mit dir in den Pub.«

»Bob ...«

»Um auf andere Gedanken zu kommen.«

»Bob ...«

»Um mich abzulenken.«

»Verdammt, jetzt rück schon raus mit der Sprache.«

Er fängt an zu weinen. »Ich habe einen Knoten. Am Hoden.«

»Oh, Mist. Du Armer ...« Als sie ihm die Hand auf den Arm legen will, rastet ihr Sicherheitsgurt ein. Sie kann sich erst zu ihm rüberbeugen, als sie es geschafft hat, sich loszuschnallen. »Vielleicht hat es ja gar nichts zu bedeuten.«

»Ich habe gehofft, er geht von selber wieder weg, aber ...«

Sie hält seine Hände, selbst erstaunt, wie viel echte Zuneigung sie für ihn aufbringen kann. »Ist ja gut. Ich verstehe schon.«

»Ich dachte, wenn wir Darts spielen ... ich weiß auch nicht. Es klingt verrückt, aber ich dachte, es würde mir Glück bringen.«

»Aber du hast nicht gewonnen.«

»Nein.« Er weint noch heftiger.

»Bob ...«

»Stell dir doch mal vor, ich verliere meine Eier.«

Obwohl bei Carol in Sachen Mitgefühl der Autopilot die Steuerung übernommen hat, kann sie sich des Gedankens nicht erwehren, dass Bob ein Mittvierziger in einer praktisch sexfrei-

16| en Ehe ist – seine Eier sind schon seit Jahren überflüssiger Ballast.

»Und wenn es sich schon ausgebreitet hat?«, sagt er mit einem Anflug von Panik in der Stimme.

»Vielleicht ist es ja nichts Ernstes, Bob. Nur eine Geschwulst.«
Er verbeißt sich die Tränen. »Ich will nicht sterben.«

Und in diesem Augenblick tut er ihr wirklich leid, dieser erwachsene Mann, der seiner Angst so hilflos ausgeliefert ist.

»Morgen früh gehen wir als Erstes zum Arzt, okay?«

Sie sieht den Arzt schon lachen, hört ihn sagen, dass es nicht der Rede wert ist, lediglich ein körperliches Symptom von Bobs mentalem Verfall. Dann kann sie ihm auf dem Heimweg sagen, dass sie ihn nicht liebt. Und nie geliebt hat. Eine gepfeferte Dosis Realität und eine Antibiotikakur, und sie und der Knoten werden für immer aus seinem Leben verschwunden sein.

Aber dieser Blick, mit dem er zu ihr aufsieht, so flehend, verzweifelt, starr vor Angst.

»Gott«, sagt er. »Ich liebe dich so.«

»Ich weiß.« Mehr bringt sie nicht heraus. Doch er sieht sie immer noch an, ein verängstigter Mann mit einem ominösen Knoten, ein Mann, dem ein paar einfache Worte so viel bedeuten würden.

»Und ich ...«, fügt sie, fast ohne zu stocken hinzu, »liebe dich auch.«

ALBERT

»Ich glaube, sie hängt.«

»Das hab' ich auch schon gemerkt, Albert.«

»Wahrscheinlich eine lose Briefmarke oder so.«

Albert lugt mit angstvoller Miene in die Sortiermaschine. Sie erinnert ihn an den Teilchenbeschleuniger aus dem Fernsehen, der angeblich alle Rätsel des Universums erklären kann. Die Maschine hier im Briefzentrum der Royal Mail ist natürlich sehr viel kleiner – sie bildet zum Beispiel keinen vierzig Meilen großen Ring unter Südlondon –, aber sie hat trotzdem etwas Unheimliches an sich. Er kann sich noch an die Namen aller Kollegen erinnern, die durch sie ersetzt worden sind, und sie ist, ehrlich gesagt, auch noch klüger als sie alle zusammen, was die Frage aufwirft: Wieso sollte man ein derart intelligentes Gerät nur zum Briefestapeln benutzen? Genauso gut könnte man Einstein bitten, eine Tasse Tee zu kochen.

»Das Ding hat Geheimnisse«, sagt er. »Denk an meine Worte.«

»Wie war das, Albert?« Der Auszubildende verzieht genervt das Gesicht. Für ihn scheint es ein Naturgesetz zu sein, dass alte Leute nur wirres Zeug von sich geben.

»Ich hab' gesagt, ich kann dir auch nicht weiterhelfen.«

»Hab ich dich etwa darum gebeten? In einer Stunde kommt der Mechaniker.«

Das hätte es früher auch nicht gegeben, denkt Albert, als er davonschlurft. In den alten Zeiten sah man zu einem Mann, der kurz vor der Pensionierung stand, auf wie zu einem Helden. Damals hätte es ein Lehrling sogar als besondere Ehre empfunden, sich von so jemandem eine Ohrfeige einzufangen.

»Die Welt ist verrückt geworden«, murmelt er. »Die Besten sind alle schon unter der Erde ...«

Eine reichlich verunglückte Wortwahl, auch wenn ihm so-

20 | wieso keiner zuhört. Es graut ihm schon genug vor dem drohenden Ruhestand, da braucht er nicht auch noch den Tod mit ins Spiel zu bringen.

Vom anderen Ende der Halle eine Stimme: »Du bist wirklich zu beneiden, Albert.«

Er blickt auf. Sein Vorgesetzter Darren kommt auf ihn zu: Abteilungsleiter, Mitte vierzig, mit einer Vorliebe für Klemmbretter.

»Noch ein paar Wochen, dann hast du es hinter dir.« Betreten bricht er ab. »Die Arbeit, meine ich natürlich. Endlich raus aus diesem Laden, tun und lassen, wozu du Lust hast.«

»Ich würde lieber weiterarbeiten.«

»Ach was, das ist nicht dein Ernst.« Er wartet Alberts Antwort gar nicht erst ab. »Ich würde gern mit dir tauschen. Du kannst dir deine Zeit frei einteilen, gemütlich im Garten werkeln ...«

»Ich wohne im sechsten Stock.«

»Blumenkästen sind doch auch was Feines. Dafür braucht man ja auch einen grünen Daumen. Und endlich Zeit für die Enkel.«

Albert, der keine Kinder hat, schweigt lieber. Kinderlosigkeit versetzt andere Leute in Angst und Schrecken. Als würde er sie, nur weil er keine Frau und keine Familie hat, womöglich eines Tages bitten, mit ihm auf die Toilette zu gehen oder ihn zu baden.

»... die Vergnügungsparks sind für die Kids das Größte. Und als Rentner kriegt man bestimmt überall ermäßigten Eintritt.«

»Na, auf jeden Fall wird sich meine Katze über die Gesellschaft freuen.« Das immerhin kann Albert im Brustton der Überzeugung sagen: dass ihn seine Katze, das einzige Lebewesen, das er hat, auch weiterhin lieben und brauchen wird.

»Na also«, sagt Darren. »Und Kinder lieben Tiere.« Mit einer großspurigen Geste sieht er auf seine Uhr. »Du bist der Mann der Stunde. Sag mir einfach Bescheid, wenn ich etwas für dich tun kann.«